

Münchener
Geschichten u. Märchen
für
KINDER
von 6-9 Jahren.

16 84/186

± 1850

Wasser, über dem: HD

Nicht bei Wegschmitt 1 u. 2,
Hainwidell, Seebach, 1 u. 2

Susanne Schwaabe.





Maisglöckchen.

Geschichten und Märchen

für Kinder

von 6 bis 9 Jahren.

Mit 6 colorirten Bildern.

Berlin,

August Niese's Verlag.

HIM 158350

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK



Die wohlthätigen Kinder.

Marie und Henriette waren die Töchter eines nicht sehr begüterten Edelmanns, welcher alljährlich während des Winters in London wohnte. Er hatte nur ein geringes Einkommen, so daß er nur selten seinem wohlthätigen Herzen den süßen Genuß verschaffen konnte, den Armen ihr Elend zu erleichtern.

„Liebe Kinder,“ sagte er oft zu seinen Töchtern, „laßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne daß ihr dürftigen Armen Gutes thut und scheut keine Mühe, ein gutes Werk auszuüben; mit wenigen Mitteln kann man oft drückender Noth abhelfen und sehr häufig richtet man durch menschenfreundliche Behandlung mehr aus, als mit Geld.“

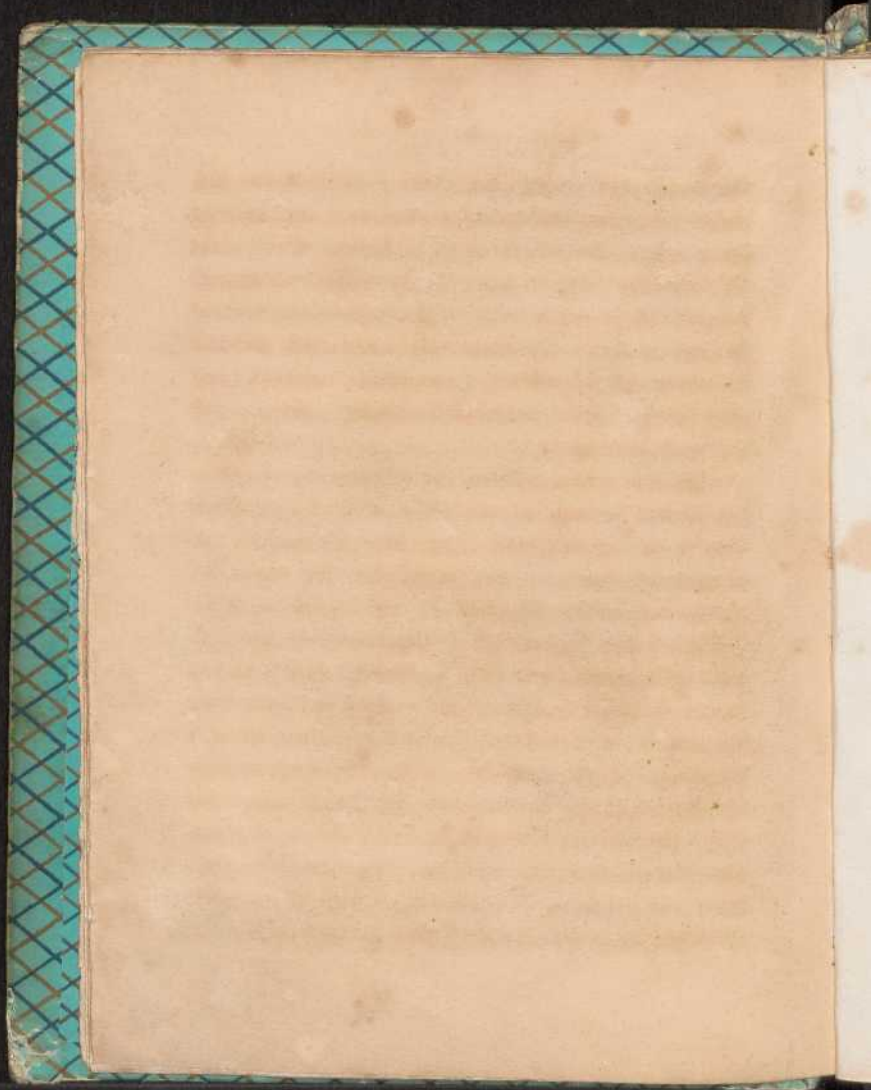
Marie und Henriette theilten beide die mildthätige Gesinnung des Vaters und so oft die Schwestern einen Armen auf der Straße erblickten, schmerzte sie es,

daß sie kein Geld hatten, um demselben einen Almosen geben zu können. Ihr Taschengeld, daß sie wöchentlich von ihren Eltern erhielten, um sich manche nöthige Kleinigkeiten anzuschaffen, verwendeten sie zwar größtentheils zum Verschenken an Arme, aber es war immer in den ersten Tagen der Woche schon zu Ende.

Eines Morgens, als die beiden Schwestern ausgingen, begegnete ihnen ein Vorfall, von dem sie auf das Tiefste ergriffen wurden. Sie waren vor das Thor der Stadt gegangen, um im Freien Blumen zu suchen, und schon hatten sie ein ganzes Körbchen voll gesammelt, als sie bei einem Friedhofe vorüber kamen, in welchen sie, angezogen durch den schönen, auf den Gräbern prangenden Blumenschmuck, ein wenig hineinzugehen beschlossen. Kaum eingetreten, sahen sie einen Knaben von ungefähr zehn Jahren an einem Grabe stehen, in dessen Zügen der tiefste Schmerz ausgeprägt war. Still, mit Thränen in den Augen, blickte er vor sich hin auf das Grab, welches er, wie es schien, so eben frisch mit Blumen geschmückt hatte. Voll Theilnahme näherten sich ihm die beiden Schwestern und Marie, indem sie ihm zutraulich die Hand reichte, fragte ihn nach der Ursache seiner großen Betrübniß.

„Ach,“ sagte der Knabe mit von Thränen erstickter





Stimme, „hier ruht mein Vater. Heute vor einem Jahre haben wir ihn hier begraben und ich bin hierher gegangen, um sein Grab zu schmücken. Meine arme Mutter,“ fuhr er fort, „hat der Schmerz über den großen Verlust so tief gebeugt, daß sie fast immer krank ist, und zu diesem Jammer kommt noch unsere Armuth, so daß sie sich durch nichts erquicken kann und trotz ihrer Schwachheit tief bis in die Nacht arbeiten muß, um uns zu ernähren.“

Die Schwestern trösteten voll Mitgefühl den Knaben so gut sie konnten und baten ihn, sie zu seiner Mutter zu führen, welche zu trösten sie vielleicht im Stande sein würden. Mit vieler Artigkeit führte der Knabe die beiden Mädchen in die Wohnung seiner Mutter, wo er sie bat, sich niederzulassen und auszurufen. Sie waren über die Reinlichkeit, welche in dem kleinen Stübchen herrschte, sehr erstaunt und erblickten die arme Frau am Kamin sitzend, eifrig mit Stricken beschäftigt. Nicht gewohnt, in ihrem Stübchen fremden Besuch zu sehen, erhob sie sich schnell von ihrem Sitz und trat den Mädchen freundlich entgegen. Lange Zeit unterhielten sich die Schwestern mit der guten Frau und als sie nach Hause gingen, war es ihr erster Gedanke, womit sie ihre Lage wohl erleichtern könnten.

Ihr erstes Geschäft war, der Mutter die bedauernswerthe Lage der guten Frau zu schildern. Es wurde sogleich ein geschickter Arzt, welcher schon seit vielen Jahren vertrauter Familienfreund war, gebeten, die Wittve zu besuchen und ihr die nöthigen Arzneien zu besorgen, was denn auch geschah und so gute Wirkung hervorbrachte, daß die Frau sich bald sehr gestärkt fühlte und mit viel leichterer Mühe für ihren Unterhalt sorgen konnte.

Von nun an gingen die Schwestern nie an dem Hause der guten Frau vorbei, ohne ihr einen Gruß zuzuwinken, so oft machten sie bei derselben einen Besuch, wo ihnen die gesprächige Frau allerhand Neuigkeiten erzählte. Die liebenswürdigen Schwestern hatten nun ihren Zweck erreicht und dafür tausendfachen Dank eingeeerntet. Ihre Belohnung dafür war das Gefühl, eine gute That vollbracht zu haben.

Die unglückliche Friederike.

Am Abend eines kalten Wintertages schickte der Schenkwirth S., der seine Schenke vor dem Thore nahe an einem Spazierwege hatte, seine 8jährige Toch-

ter Friederike in Begleitung ihres älteren Bruders Heinrich nach der Stadt, um dort Brod und Lichter zu holen.

Es war Sonntag und die Witterung zu einer Schlittenfahrt ganz geeignet. Deswegen hatte eine zahlreiche Gesellschaft auf einer Menge Schlitten eine Spazierfahrt auf ein benachbartes Dorf unternommen, und jetzt, da die Nacht schon heranrückte, kamen die Schlitten rasch und unter fröhlichem Geläute wieder zurück.

Friederike und ihr Bruder, die indess die Aufträge ihrer Eltern besorgt hatten, machten sich wieder auf den Rückweg, der sie gerade der Straße zuführte, wo die Schlitten herkamen.

Sie hatten das Thor beinahe schon erreicht, als zu diesem ein Schlitten mit zwei raschen Pferden und hinter demselben, wie das Geräusch vermuthen ließ, ein zweiter hereinfuhr. Friederike, welche bisher auf der einen Seite der Straße gegangen war, wollte jetzt über die Straße eiligst hinüberlaufen, um bei ihrem Bruder zu sein, allein in der Dunkelheit mochte sie wohl nicht bemerken, daß der Schlitten schon zu nahe sei, um dies ohne Gefahr thun zu können. Als sie daher in die Mitte der hart gefrorenen und glatten Straße kam, war der Schlitten gerade vor ihr. Der Kutscher konnte we-

gen der Dunkelheit nicht sehen, daß sich Jemand vor seinen Pferden im Wege befinde; daher wurde das arme Mädchen von denselben über den Haufen gerannt und sie trabten über sie hin.

Der Bruder hatte von dem Allen nichts bemerkt, und als die Schlitten an ihm vorübergeeilt waren, ging er zum Thore hinaus, in der Meinung, seine Schwester da zu treffen. Er fand sie nicht; weil aber der Weg bis zum elterlichen Hause kurz war und die Nacht ihn hinderte, weit vor sich hin zu sehen, so glaubte er, sie sei ihm vorausgeeilt und schon zu Hause. Als er nach Hause kam und die Eltern ihn fragten, wo er seine Schwester gelassen, erzählte er, daß er gehofft habe, sie zu Hause zu treffen.

Voll Bestürzung und Besorgniß schickten die Eltern sogleich eine erwachsene Person nach der Stadt, um sich nach Friederiken zu erkundigen; allein diese kam nach langem Forschen ohne das Mädchen und ohne irgend eine Auskunft über sie erhalten zu haben, wieder zurück und erst nach Verlauf einiger Stunden erhielten die armen Eltern von ihrem unglücklichen Kinde eine Nachricht, die ihre schrecklichen Ahnungen nicht nur bestätigte, sondern noch weit übertraf.

Das bedauernswürdige Kind wurde zwar nicht von

den Hufen der Pferde zertreten, wie sich dies nachher bei der Untersuchung des Leichnams zeigte, aber es starb noch eines weit schrecklicheren Todes. Als nämlich die Pferde und das Vordergestell des Schlittens über sie hinweggeeilt waren, mochte sie wohl eine Bewegung gemacht haben, um sich aufzurichten, und so blieb sie am Hintergestell hängen. Ihr Jammergeschrei gelangte zu keinem menschlichen Ohre, denn es wurde übertäubt vom Geräusche, das die Schlittenpferde und Peitschen der Fuhrleute machten. Die Gesellschaft, welche den Schlitten gemiethet, hatte dem Kutscher schon früher den Befehl gegeben, sie auf einem großen Umwege nach ihrer Wohnung zu bringen, und so wurde die unglückliche Friederike durch mehrere Straßen der Stadt geschleift und starb auf diese Weise einen Tod, dessen Qualen nicht zu beschreiben sind und den nur der Anblick ihres gräßlich entstellten Körpers veranschaulichen konnte. Denn als der Kutscher endlich die Gesellschaft vor ihre Wohnung gebracht hatte und sodann vor seinem eigenen Hause angelangt war, wo er sogleich den Schlitten in einer Tenne in Verwahrung bringen wollte, entdeckte er mit Entsetzen die Leiche der schrecklich Gemarterten am Hintergestelle desselben. Die Knochen der Arme, Schultern und Brust waren

zerbrochen, die Haut war von Gesicht, Brust und Armen abgerieben und ein Auge gänzlich zerquetscht. Es war dem bestürzten Menschen unmöglich, den Leichnam zu erkennen und er eilte auf die Polizei, um dort den schrecklichen Vorfall anzuzeigen.

Auch Friederikens Eltern hatten in ihrer Angst dort schon die Anzeige gemacht, daß sie ihre Tochter vermißten, und so klärte sich durch die Anzeige des Kutschers, zusammengehalten mit der Erzählung von Friederikens Bruder das bejammernswerthe Schicksal des unglücklichen Mädchens auf.

Die Verunglückte sowohl, als auch ihre Eltern wurden von Jedermann herzlich bedauert und als am folgenden Tage die Einwohner der Stadt theilnehmend und neugierig hinausströmten zur Wohnung der tieftrauernden Eltern, da führte auch mancher Vater seinen Sohn, manche Mutter ihre Tochter vor die Leiche der Unglücklichen, wo Eltern und Kinder, im Innersten erschüttert beim Anblick der schrecklich Gemarterten, ihr und den Ihrigen des Mitleids Thränen widmeten. Hier ermahnten die Eltern ihre Kinder, stets vorsichtig und besonnen zu sein, und besonders Pferden und Fuhrwerken nie zu nahe zu kommen, wenn sie sich

nicht selbst ein ähnliches schreckliches Loos und den Thri-
gen ähnlichen Jammer bereiten wollten.

Das Lämmchen.

Die kleine Franziska, die Tochter eines reichen Guts-
besizers, hatte sich eines Morgens mit ihrem Frühstück
vor die Thür des elterlichen Gartens gesetzt, an wel-
chem eine Landstraße vorüberführte.

Zu derselben Zeit kam des Weges ein Fuhrmann
gezogen, der auf seinem Wagen ungefähr zwanzig le-
bendige Schafe hatte, die er auf dem Markte verkauf-
en wollte. Diese armen, auf einander gehäuften Thiere,
deren Füße zusammen gebunden waren und denen die
Köpfe herunterhingen, stießen ein klägliches Geschrei
aus, das Franziska's Herz durchbohrte, auf welches aber
der gefühllose Fuhrmann gar nicht zu achten schien.
Als er bei dem Mädchen angekommen war, warf er
ein Lämmchen, das er auf seinen Schultern trug, vor
demselben nieder.

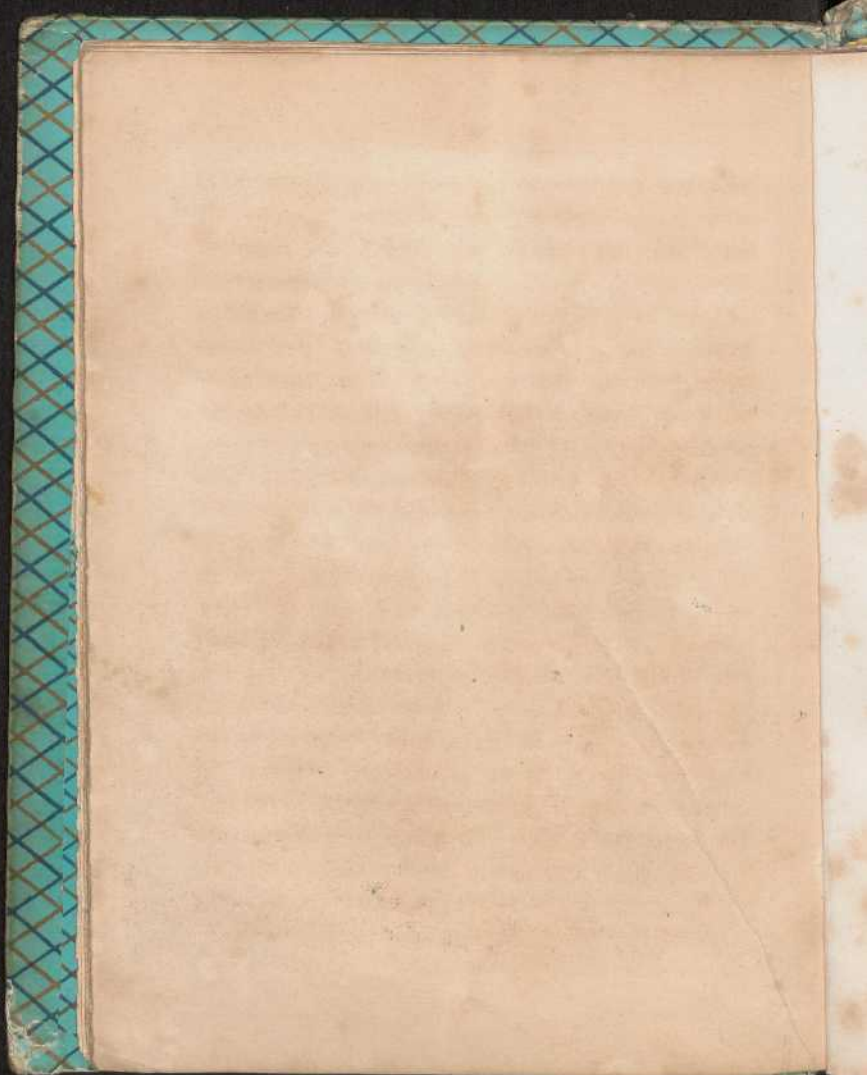
„Sieh, liebes Kind,“ sagte er, „da ist mir soeben
dieses verwünschte Thier gestorben und hat mich dadurch

um einen Thaler ärmer gemacht. Nimm es, wenn du willst, und mache dir ein Fricassée daraus."

Franziska hielt mit ihrem Frühstück in inne, stellte ihren Napf auf den Boden, legte ihr Brod daneben, hob das Lämmchen auf und betrachtete es mit mitleidigen Blicken. „Aber," sagte es gleich darauf, „warum sollte ich dich bedauern? Früher oder später hätte man dich doch mit einem großen Messer durch den Hals gestochen und jetzt hast du nicht mehr zu besorgen, einmal leiden zu müssen." Während sie so sprach, schlug das Lämmchen, in welches die Wärme ihrer Arme wieder etwas Leben brachte, die Augen ein wenig auf, machte eine schwache Bewegung und stieß ein schmachthendes Bäh aus, wie wenn es nach seiner Mutter schrie.

Es ist unmöglich, die Freude des jungen Mädchens zu beschreiben. Sie wickelte das Lämmchen in ihre Schürze, zog noch obendrein ihr parchendnes Unterröckchen über dasselbe, bückte die Brust auf den Schooß, um es noch mehr zu erwärmen und blies ihm aus Leibeskräften in seine Nase und auf das Mäulchen. Sie fühlte, wie das arme Thier sich nach und nach bewegte und ihr eigenes Herz hüpfte vor Freude bei jeder seiner Bewegungen. Aufgemuntert durch diesen letzten





glücklichen Erfolg, zerbröckelte sie einige Bissen Brod zwischen ihren Händen, warf sie in den Milchnapf und brachte sie, obgleich mit vieler Mühe, zwischen die Zähne des Lämmchens, welches sie fest auf einander gebissen hatte. Das Lämmchen, das nur aus Mangel an Nahrung dem Tode nahe war, fühlte sich durch dieselbe in etwas gestärkt. Es fing an, seine Beine auszustrecken, seinen Kopf zu schütteln, mit seinem Schwänzchen zu wedeln und seine Ohren aufzurichten. Bald erhielt es die nöthige Kraft, auf seinen Füßen zu stehen, so dann trank es von selbst aus dem Napfe Franziska's Frühstück, während das Mädchen ihm lächelnd zusah. Kurz, es war noch keine Viertelstunde verflossen, so machte es schon tausend lustige Sprünge. Franziska nahm es, außer sich vor Freude, auf ihre Arme, eilte nach ihrem Hause und zeigte es ihrer Mutter. Das Lämmchen wurde nun von diesem Augenblicke an der Gegenstand ihrer sorgfältigsten Pflege. Sie theilte mit ihm stets ihre Mahlzeiten, wofür das Thierchen sich durch große Freundlichkeit dankbar bezeugte. An den Sonntagen kam Leonore, die Tochter des benachbarten Försters, gewöhnlich zum Besuch; da wurde das gute Lämmchen mit in den Garten genommen und mit Blumenkränzen geschmückt, was es sich gern gefallen ließ.

Der kleine Jakob.

Der kleine Jakob war eine arme Waise und hatte seine Eltern kaum gekannt.

Er lebte bei seiner Großmutter, einer armen Bauersfrau, die nichts besaß, als eine kleine haufällige Hütte in der Nähe eines Waldes, eine Kuh und einige Hühner; doch bekam unser kleiner Freund nur selten Rahm oder Eier zu essen; denn aus der Rahm wurde Butter gemacht und diese, sowie die Eier auf den Markt der nächsten Stadt zum Verkauf gebracht, um dagegen wieder Mehl, Brod und Kleider für die gute Großmutter und ihren Enkel einzukaufen.

Margaretha, so hieß die alte Frau, spann und besorgte die kleine Haushaltung; der kleine Jakob aber mußte zur Zeit der Ernte Aehren lesen, im Walde Holz und Reiser sammeln und nur des Sonntags durfte er, nachdem er die Kirche besucht hatte, mit seinen Kameraden spielen.

Indessen gefiel dem kleinen Jakob dieses Leben recht wohl und er wünschte sich kein besseres; das kam daher, daß er nie ein anderes gekannt hatte und von Spazierfahrten in Kutschen, von schönen Spielgeräthen, Kuchen und anderen Leckereien, welche die Kinder reicher Leute

zu Zeiten, und wohl öfter als ihnen gut ist, bekommen, nichts wußte, dagegen aber war er ein gesunder, munterer Knabe, der seine Großmutter über Alles liebte, so wie sie ihn.

Wenn er manchmal von einem beschwerlichen Gange zurückkam und recht ermüdet war, so traf er sein Mahl, sorgsam von der Großmutter zubereitet, schon fertig, und die alte gute Frau suchte ihm seine Mühe durch tausend Liebkosungen und Schmeicheleien zu vergelten und vergessen zu machen, was indessen gar nicht schwer war, denn er, als ein fleißiges und sehr williges Kind, hätte aus Liebe zu seiner Großmutter gerne noch viel mehr gethan.

Aber diese, dem kleinen Jakob so angenehme Lage sollte bald ein trauriges Ende nehmen. Margaretha, seine Großmutter, wurde krank und konnte das Bett nicht mehr verlassen.

Nun war es an unserem kleinen Freunde, daß er für das Hauswesen Sorge tragen sollte, was nun natürlich nicht zum Besten ging, wie man sich leicht vorstellen kann, wenn man bedenkt, daß er erst neun Jahre alt war. Wohl kamen von Zeit zu Zeit die Nachbarrinnen, um der kranken Frau beizustehen; dies geschah aber nur in der Eile und ohne besonderen Eifer, wie

es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn Fremde sich eines armen Menschen glauben annehmen zu müssen; sie suchen dann sich dieser unangenehmen Pflicht so schnell wie möglich zu entledigen, ohne daran zu denken, daß sie dadurch dem armen Hülfbedürftigen seine Lage erst recht drückend machen.

Natürlich mußte, als Margaretha dem Hauswesen nicht mehr vorstehen und nichts mehr verdienen konnte, der Mangel bald fühlbar werden, und er vergrößerte sich in eben dem Maße, als die Krankheit der Großmutter sich in die Länge zog, endlich aber fehlte nicht nur das, was die arme alte und kranke Frau zu ihrer Pflege bedurfte, sondern auch die unentbehrlichsten Lebensmittel mangelten.

Dem kleinen Jakob gingen die Entbehrungen seiner armen Großmutter mehr zu Herzen und er beweinte sie inniger, als seine eigne Hülflosigkeit, obwohl er diese hart genug empfand. „Großmutter,“ sagte er daher einst, nachdem er lange darüber nachgedacht hatte, auf welche Weise sich ihre harte Lage verbessern ließe, „Großmutter, was meinst du, soll ich nicht in's Dorf gehen und die Leute bitten, daß sie mir geben, was zu deiner Heilung nöthig ist, und dann ein Stückchen Brod für mich, denn so lange du krank bist, habe ich

keines mehr gegessen, sie erfüllen meine Bitte gewiß, du weißt ja, daß sie uns lieben.“

„Lieber Himmel,“ rief Margaretha, „das wäre ja gebittelt! Aber Gott und die Menschen wissen, daß es weder Verstellung ist, die uns dazu bewegt, noch ein schlimmer Lebenswandel, der uns dazu gebracht hat. Gehe darum mit Gott, mein Kind, er wird deinen Entschluß mit glücklichem Erfolge segnen.“

Und so war es auch. Der kleine Jakob wurde, wo er hinkam, gut aufgenommen, und freigebig beschenkt; leider aber konnten die Gaben der armen Landleute mit ihren Wünschen zu helfen, nicht in Uebereinstimmung gebracht werden, denn die Dorfbewohner waren selbst nicht reich genug, um dem Knaben das geben zu können, was zur Genesung seiner Großmutter dienlich gewesen wäre; die Meisten waren nur im Stande, ihm von ihren eigenen Lebensmitteln mitzutheilen, welche aber freilich viel zu rauh und derb waren, als daß die kranke Frau sie hätte genießen können, und die wenigen für sie tauglichen Gegenstände konnten wieder bloß zur Stillung ihres Hungers dienen, nicht aber zu ihrer Wiederherstellung beitragen.

Das Wenige, was der kleine Jakob manchmal an Geld bekam, reichte bei weitem nicht zum vierten Theile

des Aufwandes hin, den das Herbeirufen eines Arztes und die nöthigen Heilmittel, sowie andere Bedürfnisse erfordert hätten.

Was ist nun zu thun, an wen soll ich mich wenden? dachte unser kleiner armer Freund.

Da fiel ihm ein, daß jenseits des Waldes, in dessen Nähe die Hütte seiner Großmutter lag, ein schönes Haus sich befände, das von reichen Leuten bewohnt wurde. Hier, dachte Jakob, findest du gewiß alles, was die Großmutter zu ihrer Genesung bedarf. Und schnell war er entschlossen, am andern Tage sich dahin auf den Weg zu machen.

Margaretha, welcher Jakob diesen Voratz mittheilte, rieth ihm davon ab, indem sie ihm vorstellte, daß die Bewohner jenes Hauses nicht als Leute bekannt wären, die sich die Unterstützung ihrer leidenden Mitmenschen besonders angelegen sein ließen, und daß, wenn auch wider Erwarten, seine Bitte einen guten Erfolg haben sollte, der Weg zu jenem Hause doch für ihn mit zu viel Gefahren verknüpft wäre, als daß sie es zugeben könnte, ihn dahin gehen zu lassen.

Jakob aber legte in seinem Sinne nicht viel Werth auf die Einwendungen seiner Großmutter, sondern glaubte, daß sie nur aus allzu großer Liebe für ihn Ge-

fahren bei der Ausführung seines Vorsatzes sehe, wo wahrscheinlich keine wären; an ein Mißlingen seines Planes aber dachte er gar nicht, denn das arme Kind hatte noch gar keinen Begriff davon, daß es Leute geben könne, die wohl im Stande wären zu helfen, aber nur nicht wollten.

So kam es denn, daß der kleine Unbesonnene, gegen den Willen und das Verbot seiner Großmutter, sich den andern Morgen in aller Stille auf dem Weg nach jenem Hause machte, den er nicht nur nicht genau kannte, sondern sogar nicht einmal wußte, wie weit sich der Wald erstreckte, welchen er zu passieren und dessen Grenzen er nie überschritten hatte.

Aus Furcht, daß die Großmutter seinen Voratz errathen möchte, hatte Jakob es unterlassen, sich nach dem Wege, den er zu nehmen habe, zu erkundigen, weshalb er viele Zeit mit vergeblichem Suchen nach demselben verlor, und es war bereits spät, als er endlich vor dem Ziele seiner Wanderung anlangte. Dieses sogenannte schöne Haus hatte ein einsames trauriges Ansehen, und in der Umgebung desselben sah er keinen Menschen, bei dem er sich hätte erkundigen können, was er zu thun habe, um zu den Bewohnern zu gelangen und ihnen seine Bitte vorzutragen.

Nach einigem Zögern entschloß er sich daher, an dem hohen, aber sorgfältig verschlossenen Thore anzuklopfen.

Raum hatte er schüchtern einige Schläge an dasselbe gethan, als ihm auch sogleich das laute Bellen eines großen Hundes antwortete, so daß er erschrocken und zitternd an der Thür stehen blieb, und obwohl Niemand kam, ihm zu öffnen, doch den Muth nicht hatte, noch einmal seinen Versuch zu wiederholen.

Aber der Hund fuhr mit seinem Bellen fort, und dadurch wurde endlich ein Mann herbeigezogen, welcher den armen kleinen Jakob mit rauher Stimme fragte, was er wolle? „Ich bin ein armer kleiner Knabe,“ antwortete er bebend, „der hierher gekommen ist, um für seine arme kranke Großmutter um Hülfe und Unterstützung zu bitten“

„Pack dich fort, du kleiner Taugenichts! — Gehe, du Landstreicher!“ unterbrach ihn barsch der Mann. „Wahrlich, man dürfte solches Bettlergesindel nur durch eine Gabe aufmuntern und bald wären alle aus einem Umkreise von 40 Stunden vor der Thür. Pack dich fort, sage ich dir noch einmal, oder ich hege meinen Hund an dich, der dir dann den Rückzug zeigen wird.“

Der kleine zitternde Jakob ließ sich diese harte Dro-

hung nicht noch einmal wiederholen, sondern lief so schnell davon, als es seine müden Beine ihm nur immer erlauben wollten und erst, als er, seiner Meinung nach, weit genug entfernt war, um Nichts mehr befürchten zu dürfen, hielt er an, um die Folgen seiner Unbesonnenheit und seines Ungehorsams schmerzlich zu beweinen.

Den ganzen Tag hatte er Nichts gegessen. Der Hunger drückte ihn daher nun eben so sehr als die Müdigkeit und doch war er noch weit von der Hütte seiner Großmutter entfernt.

Indessen verlor er den Muth nicht und da er wußte, daß der Weg, welchen er hierher gemacht hatte, der weiteste war, so suchte er einen nähern einzuschlagen, um so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, und ging nun so lange auf diesem in der Meinung fort, auf dem rechten zu sein, bis er endlich nicht mehr zweifeln konnte, sich verirrt zu haben.

Die Nacht fing an einzubrechen und im Walde war es bereits ganz finster; die wilden Thiere suchten theils ihre Nachtlager, theils verließen sie ihre Schlupfwinkel, um auf Raub auszugehen und Jakob, obwohl er gerade nicht furchsam war, fing an, sich recht unbehaglich zu fühlen.

Aus Besorgniß, sich bei weiterem Fortgehen noch mehr zu verirren, hielt er an und lauschte, ob nicht ein entfernter Laut ihm ein Zeichen von der Nähe einer menschlichen Wohnung gäbe, um seine Schritte dahin zu richten, aber tiefe Stille umgab ihn überall.

Plötzlich jedoch fiel in seiner Nähe ein Schuß, wodurch die Hoffnung in ihm erregt wurde, einen Jäger zu finden, der sich auf dem Anstande in dem Holze verspätet habe. Er ging daher vorsichtig der Gegend zu, in welcher er den Schuß hatte fallen hören und so wurde er, noch bevor man ihn bemerken konnte, Zeuge davon, wie zwei Männer sich damit beschäftigten, einen menschlichen Leichnam zu entkleiden.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, wodurch er die Mörder und Räuber auf sich aufmerksam machte.

Einer davon sprang auf ihn zu, packte ihn und fragte: „Wer bist du? Was machst du hier?“

Jakob erzählte ehrlich seine Absicht und gestand den Fehler, welchen er, den Rath seiner Großmutter nicht befolgend, begangen hatte.

„Ja,“ sagte einer der Männer, „er ist der Enkel der alten Margaretha.“

Jakob erkannte nun in den Mördern zwei Bauern

aus dem Dorfe, in dessen Nähe die Hütte seiner Großmutter lag.

Diese zwei Glenden hatten eben einen Pächter aus der Gegend ermordet, welcher mit einer starken Summe Geldes aus einer benachbarten Stadt kam und sich nach Hause begeben wollte.

Dieser Pächter war dem Laster der Trunkenheit sehr ergeben und jedesmal, wenn er von Geschäftsreisen heimkehrte, suchte er die nächsten Wege auf, um die Zeit wieder zu gewinnen, welche er in der Schenke verschwendet hatte. Den Mördern war dieses bekannt, sie hatten darauf nach ihrer Meinung ihren Plan, den armen Unglücklichen zu ermorden und zu berauben, so sicher angesetzt, daß eine Entdeckung nicht zu befürchten war und wie wir gesehen haben, auch bereits ihren höllischen Vorsatz ausgeführt, ohne gestört worden zu sein, als die Dazwischenkunft des kleinen Jakobs alle ihre Vorsichtsmaßregeln vereitelte.

„Bertrand,“ sagte einer der Mörder zu seinem Genossen, „dieser kleine Schlingel hätte für sich und für uns besser daran gethan, wenn er diese Nacht in seiner Hütte geblieben wäre.“

„Ach,“ erwiderte Jakob, „es soll gewiß nie wieder

geschehen, daß ich meiner Großmutter ungehorsam bin und mich so weit von ihrer Hütte entferne.

„Ja, das glaube ich selbst,“ entgegnete der Räuber mit dumpfer Stimme, worauf er mit seinem Kameraden bei Seite ging, um sich mit ihm zu berathen.

Hier vernahm Jakob nun zu seinem höchsten Schrecken, daß die beiden Räuber sich über die Nothwendigkeit besprachen, auch ihn zu tödten, daß aber der Eine davon sich nicht dazu verstehen wollte, ein neues Verbrechen auf das alte zu häufen.

„Sieh,“ sagte er, „hier ist schon genug vergossenes Blut, um die Rache des Himmels und die Gerechtigkeit Gottes über uns herab zu rufen.“

„Dummkopf,“ erwiderte der Andere, „suche du erst den Menschen zu entkommen und verhindere diesen kleinen Taugenichts daran, dich an den Galgen zu bringen und dazu giebt es nur ein Mittel, wie du doch wohl begreifen wirst.“ Hiermit packte er den armen Jakob mit einer Hand, während er mit der andern nach einem Messer in der Tasche suchte.

„Habt doch Erbarmen mit mir,“ schrie nun das Kind, „schenkt mir das Leben und ich schwöre, daß ich nie davon sprechen will, was ich hier gesehen habe, daß ich euch nie anklagen werde, laßt mich leben! Habt Erbar-

men!" wiederholte er und wandte sich an Bertrand, der noch am meisten menschliches Gefühl gezeigt und in seine Ermordung nicht eingewilligt hatte.

Bertrand wandte sein Gesicht mit Widerwillen ab und bat für Jakob, der Andere aber bestand auf seinem Vorsatz, als plötzlich Stimmen ganz in der Nähe gehört wurden.

"Zu Hülfe! zu Hülfe!" schrie nun Jakob aus Verzweiflung.

"Siehst du, wie du dein Versprechen zu schweigen hältst?" sagte der Mörder und stieß ihm das Messer in die Brust, daß er, in seinem Blute gebadet, zu Boden sank, worauf beide Mörder entflohen.

Die Leute, deren Stimmen man gehört hatte, waren drei junge Soldaten, welche in ein benachbartes Dorf, ihren Geburtsort, gingen. Das Regiment, zu welchem sie gehörten, marschirte nicht weit von diesem Dorfe vorüber und sie hatten Urlaub genommen, um ihre Eltern und Verwandten zu besuchen. Um aber von der ihnen sparsam zugemessenen Zeit so wenig als möglich zu verlieren, hatten sie die nächsten Wege eingeschlagen und die Nacht zu Hülfe genommen, wodurch sie gerade noch zu rechter Zeit zur Stelle kamen, um den armen

kleinen Jakob zu retten. Sie liefen auf sein Geschrei herbei und leisteten ihm alle Hülfe, welche die Umstände gestatteten. Bald kam Jakob wieder zu sich, erzählte den Soldaten, was er gesehen und sagte ihnen, wem er angehöre und wo er wohne, worauf sie ihn auf eine aus Zweigen geflochtene Bahre legten und zu seiner Großmutter brachten.

Obwohl seine Wunde nicht tödtlich war, so währte es doch lange, ehe er geheilt wurde und ohne die Hülfe barmherziger Menschen würde er und seine Großmutter viel länger haben leiden müssen und würden wahrscheinlich — sie an ihrer Krankheit und er an seiner Wunde — gestorben sein.

Diese Lektion war indessen sehr nützlich für den kleinen Jakob, der daraus lernte, daß die Jugend den Rath klügerer und älterer Personen nie in den Wind schlagen und nur ihrem eigenen Kopfe folgen dürfe, wenn sie nicht Schaden leiden wolle und daß Erfahrung über Alles gehe.

Er nahm sich daher vor, künftig nie wieder etwas gegen den Rath oder den Willen verständiger Leute zu thun und hielt diesen Vorsatz fest, daher kam es denn auch, daß er ein kluger und fleißiger Mann wurde, der

sein kleines Vermögen vergrößerte und noch die Freude hatte, seine Großmutter bis an ihr Ende, das erst im hohen Alter erfolgte, gut pflegen zu können.

Die beiden Mörder wurden gefangen genommen und erhielten den Lohn ihrer schwarzen That. Auch sie hatten immer verschmäht, den Rath des Alters zu befolgen und waren so — immer nur ihren Leidenschaften nachgebend — nach und nach bis auf diese Stufe des Lasters und der Verdorbenheit gekommen.

Die Belehrungen ihrer Eltern verachtend und nur schlechte Gesellschaften aufsuchend, lernten sie nie, Freude an der Arbeit zu haben und die Lehren der Religion blieben ihnen gleichgültig, wodurch sie dann allmählig bis zu Mordelbmördern und Räubern herabsanken.

Der kleine Wißbegierige.

Ein Märchen.

In einem Thale des Thüringer Waldes lebte vor Jahren ein Landmann im Schooße seines kleinen Besitzthums und der lieben Seinigen glücklich und zufrieden. Der Himmel hatte ihn gesegnet mit dem, was zum

Unterhalte des Lebens nöthig ist, ohne ihm die Last des Ueberflusses aufzubürden. Ein munterer, rüstiger Knabe und zwei sittsame Mägdlein schmückten seinen häuslichen Kreis, wie Rosen einen Kranz von Kornblumen und Lindenblüthe, und waren der schönste Gegen seines Hauses.

Er selbst war einige Jahre in den Krieg gewesen und wußte daher seinen Lieben Manches von fremden Gegenden und Menschen und den großen Städten des offenen Landes zu erzählen. Niemand aber ergözte sich mehr daran und keiner war gespannter, wenn der Vater Feierabends sich dazu anschickte, als unser kleiner Benno. Vor seinem kindlich harmlosen Gemüthe erschien ihm das Alles wie eine Feenwelt und wenn er von den Künsten und Handwerken hörte, die da außen, jenseits der bewaldeten Höhen, so Herrliches schufen, dann empfand er große Sehnsucht, selbst in die Welt zu wandern.

Ach, wie gern wäre er selbst einmal hinausgewandert in die schöne, weite Welt; aber dazu war's noch viel zu früh mit ihm, daran durfte er noch lange nicht denken. In der Nähe seines Dörfchens stand jedoch eine uralte Linde, von der die Sage ging, daß in ihrem Schatten den Begünstigten schon häufig eine gütige Fee er-

schiienen sei, welche dem, der ein reines Herz bewahrt, seine liebsten Wünsche wie eine liebende Mutter erfüllt, demjenigen aber, der sich auf Abwegen befand, ein ernstes Strafgericht gehalten habe. Dahin beschloß Benno zu gehen, hoffend, daß die huldvoll Mächtige seine Wünsche zu erfüllen geneigt sein werde.

So richtete er denn eines Festtages, als ihm die Erlaubniß geworden war, sich im Walde Erdbeeren zu suchen, seine Schritte nach jener Linde. Sie stand in schauerlich anziehender Abgeschlossenheit in einem Grunde voll üppigen Grüns, bei einer sanft murmelnden Quelle. Der Landstraße wechselndes Getöse war hier dem Ohre unvernnehmbar und nur das Nieseln des strömenden Quells und das geisterhafte Lispeln im Laube der Linde, die sich majestätisch einsam über das Gesträuch umher aufgerichtet hatte, machten dem lauschenden Sinn sich geltend, um allmählig das ganze Wesen des Verweilenden gefangen zu nehmen. Eine weiche grüne Matte von Moos und Kräutern, mit Blumen untermischt, dehnte sich wie ein Teppich um den mächtigen Stamm aus, und die steilen Felswände, mit Schlingpflanzen aller Art bekleidet, standen wie eine enggeschlossene Reihe gepanzerter Riesen gleichsam zum Schutze dieses stillen Heiligthums da.

Venno kam ziemlich ermüdet bei der Linde an. Mit frommer Scheu küßte der Knabe den gefurchten Stamm, als wollte er sein Unternehmen damit entschuldigen, und die Betherung geben, daß nicht unedle Neugier ihn dazu veranlaßt habe. Dann blickte er voll kindlicher Ehrfurcht hinauf in die weit gebreiteten Aeste, und es war ihm, als schaue er in das milde Antlitz eines Greises, dessen Haupt die Stürme von Jahrhunderten überrage. Er hatte sein kleines Frühstück, wozu er sich auf dem Wege einige Beeren gepflückt, bereits in der Hand, um es zu verzehren, allein das Gefühl übernahm ihn, er sank beugend auf die Knie, lehnte das lockige Köpfchen gegen das Moos des narbigen Stammes, faltete die Händchen und schien in ein stilles Gebet zu versinken.

Plötzlich war es ihm, als übergösse den Rasenteppich umher überirdische Klarheit. Das leise Rieseln der Quelle schmolz in sanfte Melodie hin und die Blätter der Linde schienen wie Glöckchen und tönende Silberfittige aneinander zu klingen. Von seliger Ahnung ergriffen, seinen liebsten Wunsch der Erfüllung sich nahen zu sehen, voll entzückenden Verlangens, sich der Wahrheit so schnell wie möglich zu versichern, erhob er die Blicke und o — wer beschreibt sein himmelvolles

Staunen! — vor ihm stand, von einem milden Lichte umflossen, eine hohe, herrliche Frau, die freie, heitere Stirn geschmückt mit einem Strahlendiadem und das dunkelblaue Gewand mit tausend schimmernden Sternen übersäet.

„Knabe,“ sagte sie mit einem Ausdrucke ernstest Wohlwollens, der ihr schönes Antlitz noch unendlich verschönte, „ich schaute in die Tiefe deines Herzens, und komme, dir zu gewähren, was deine Schritte hierher gelenkt.“

Sie reichte ihm dabei ihre Hand dar. Benno glaubte Himmelscharfen gehört zu haben, so sanft melodisch tönten die Worte von ihren Lippen. Alle Furcht und Scheu war im Augenblicke dahin. Nicht der lieben Mutter daheim hätte sein kindliches Herz mit vollerer Hingebung entgegenzuschlagen können, als jetzt der königlich Güttigen, die so theilnehmend zu ihm sprach. Mild lächelnd hob die Herrliche ihn empor, ihr Auge ruhte mit stillem Wohlgefallen auf ihm.

„Laß uns gehen!“ sprach sie darauf mit noch sanfteren Tönen, „die Sekunden hüpfen in deinen Pulsschlägen unwiederbringlich dahin. Wer der Zeitlichkeit verfallen ist, muß sie achten und nützen. Mir gehören für dich nur wenige Minuten.“

Mit diesen Worten hatte sie die Rechte gegen die kleine Cascade des Quells erhoben. Die Gewässer rauschten auf. Es dehnten sich die Wellen wie Gewölke am Morgenhimmel. Immer höher stieg es empor — ein herrlicher Bau aus fließendem Krystalle. Säulen auf Säulen, Gebilde auf Gebilde drängten sich. Bald deckte es die ganze Felswand. Hoch oben schoß ein kunstreiches Gebälk darüber hin und fertig stand das schönste Portal — ein Triumphbogen aus Rom's gepriesenstem Zeitalter.

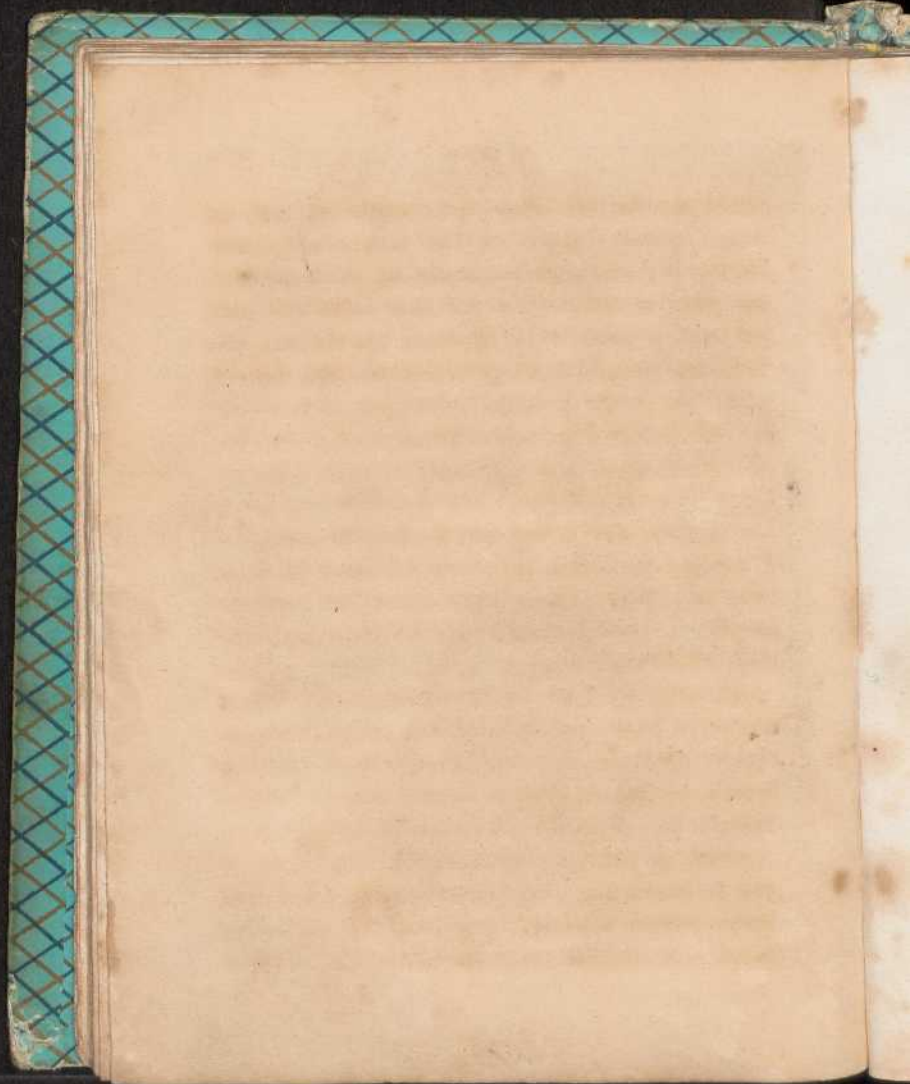
„Sieh'!“ sprach die Fee, „was dem Menschen mit irdischen Kräften mühsam zu schaffen ist — im Augenblicke steht es da, wo der Geist frei waltet.“

Die Fee durchschritt nunmehr mit dem erstaunten Knaben eine weite herrliche Gegend und plötzlich befanden sie sich auf einer Anhöhe, welche die weiteste Fernsicht darbot.

„Von hier aus,“ sprach die Fee, „kannst du die ganze Welt übersehen.“

Herrliche Städte, belebt von den verschiedensten Völkern in manigfachen Trachten, sah Benno in weiter Ferne zu seinen Füßen liegen. Ueberall herrschte das regste Leben. Auf den Flüssen, welche das Land nach allen Seiten durchschnitten, sah man Schiffe da-





hingleiten. Auf der andern Seite zeigten sich mächtige Berge und hohe Wälder, in denen sich die verschiedensten Thiere, vom mächtigen Löwen an bis zum kleinsten zierlichen Vogel in bunter Mannigfaltigkeit umhertrieben. Benno wußte sich kaum vor Staunen und Bewunderung zu fassen. Sein Wunsch, die Welt zu sehen, war nun auf einmal erfüllt und er dankte der Fee auf das Innigste. Sie stiegen nun wieder von der Anhöhe herab in eine Gegend, in welcher schauerliche Finsterniß herrschte. Benno wurde es immer ängstlicher zu Muth, mit Schauern sah er, wie große Felsstücke von einem Berge rollten und unter sich Menschen zermalnten. Noch tiefer unten sah man ein schreckliches Feuer brennen, aus dem einzelne menschliche Gestalten hervorragten.

„Dies ist der Ort, wo böse Menschen ihre Strafe erhalten,“ sprach die Fee. „Kind! erinnere dich oft an die Schrecknisse, welche du hier gesehen hast und betrage dich stets so, daß du keine Strafe zu befürchten hast.“

Benno gelobte es unter Thränen. Da wurde es plötzlich wieder Tag und sie standen unter dem blauen Himmelszelt auf einer lachenden Flur. Die Fee verabschiedete sich von ihm und — o Wunder! — er fühlte

sich von einer Wolke sanft emporgehoben und schließ allmählig ein.

Beim Erwachen stand er wieder an der großen Linde und Alles kam ihm wie ein Traum vor. Er eilte nach Hause und noch oft erinnerte er sich der Wunder, welche er im Reiche der Fee erlebt hatte.

Der segensreiche Tausch.

Meister Wiesand, einziger und wohlhabender Gürtler in einem Landstädtchen, ging eines Nachmittags mit seinen drei Kindern, Lebrecht, Bertha und Alwine, zum Bogelschießen. Die Kinder, voll Erwartung der Dinge, denen sie entgegen gingen, und munter beredend, was Jedes zu finden hoffte, waren dem Vater immer voraus; denn dieser, weil es heiß war, nahm sich Zeit, um sich nicht zu erhizen. Ganz in der Nähe der äußersten Häuser, da, wo der sogenannte Schießwiesensteg von der Straße seitwärts lief, stand in dem Winkel, den die Straße und der Steg bildeten, eine schattige Linde und unter ihr eine steinerne Bank, worauf jetzt ein Blinder saß und neben ihm ein kleines Mädchen, das zwar sehr dürftig, aber doch reinlich und ordent-

lich angezogen war. Wiesand's Kinder liefen an den Beiden vorüber, ohne sie gewahr zu werden; ihr Vater aber, den der Blinde um eine Gabe bat und dem das Mädchen einen Strohhut zaghaft entgegen hielt, blieb vor ihnen stehen und fragte den Mann: „Wer seid ihr denn?“ Er antwortete mit wankender Stimme: „Ich bin ein Weber aus Neudorf und heiße Panzer, und das hier (indem er die Hand nach dem Mädchen ausstreckte) ist von drei Kindern mein ältestes, was mich, seit ich blind bin, außer Hause führt und mir zur Hand ist.“ — „Wie lange schon,“ fragte Wiesand weiter „seid ihr blind?“ — „Ach,“ seufzte der Gefragte, „ein ganzes langes, langes Jahr.“ — Wodurch aber lieber Mann,“ erkundigte Wiesand sich ferner, „seid ihr um's Augenlicht gekommen?“

Lebrecht, Bertha und Alwine waren umgekehrt und hörten still mit an, was jetzt Panzer ihrem Vater antwortete, indem er sagte: „Ich bin durch keinen besondern Umstand blind geworden. Nur so nach und nach habe ich das Augenlicht verloren. Anfänglich schwebte mir ein ganz feiner Nebel vor den Augen, der durch kein Mittel wegzubringen war und der von Woche zu Woche undurchsichtiger wurde, bis ich endlich gar nichts mehr erkennen konnte. Ich hätte verzweifeln mögen!

Bis zu der Zeit, wo es keinen Tag mehr für mich gab, hatte ich mit Hülfe meiner Frau mich und die Meinigen ehrlich und redlich ernähren können. Was sollte aber nun werden? Unser Nothpfennig war sehr gering, besonders, weil ich schon vielerlei gebraucht hatte, bis alle Hoffnung für mich verschwunden war. Um diese Zeit wurde ein reicher Bauer in unserem Dorfe sehr krank und der brauchte den Stadtarzt, von dem gesagt wurde, er sei auch ein Augenverständiger. Da nun meine Augen nicht zugeschlössen waren und auch, wie meine Frau und auch die Nachbarin mir sagten, nicht wie zerstört aussahen, so ließ ich mich zu dem Stadtarzt führen, als er eben wieder bei dem Bauer war und bat ihn, sie anzusehen. Der nun sagte, da er lange untersucht und mich ausgefragt hatte, meine Blindheit rühre vom schwarzen Staare her und der könne gestochen, und ich, wenn Alles gut ginge, wieder sehend werden. Da ich das hörte, wußte ich mich vor Freude kaum zu lassen, bis ich zu meiner Betrübniß erfahren hatte, was für Kosten das Heilwerk verursachen werde. Das Geld dazu, woher nehmen? Einem verarmten Blinden mochte Niemand leihen. Manche Leute, denen wir unsere Noth vorstellten, argwöhnten wohl auch Betrug, weil meine

Augen nicht zerrüttet ausfahen. Sollte ich mein Häuschen verkaufen und mich und die Meinigen obdachlos machen, ohne auch nur die völlige Gewißheit zu haben, mein Augenlicht wieder zu erlangen? Es ist nicht auszusagen, wie qualvoll die vielen Tage und Nächte waren, die mir endlich den Entschluß abzwangen, mit einem Zeugnisse vom Arzte — hier ist es — betteln zu gehen und heute — mach' ich den Anfang damit.“

Bei den letzten Worten, die der arme Mann mit bebender Stimme aussprach, ließen ihm große Thränen über die eingefallenen Wangen herab.

Nachdem Wiesand das Zeugniß gelesen hatte, winkte er seinen Kindern, schritt auf die entgegengesetzte Seite der Straße und sprach leise zu den Aufhorchenden: „Hier, meine Kinder, ist ein gutes Werk zu verrichten. Dieser arme Erblindete hat gegründete Hoffnung, sein Augenlicht wieder zu erlangen, ohne welches er und die Seinigen höchst unglücklich sind. Er ist aber gezwungen, zu erbetteln, was es kostet, wenn diese Nacht von seinen Augen genommen werden soll. Ich will ihm als einen Beitrag dazu das Geld geben, das ich an die Vergnügungen des Vogelschießens zu wenden gedachte. Ihr

könnt es mit euren zusammengesparten Groschen halten wie ihr wollt."

Die Kinder sahen einander betroffen an. Als aber der Vater sein Geld in Bereitschaft hatte, rief Lebrecht muthig: „Nimm, was ich habe, dazu!“ Ihm folgte Bertha; nur überreichten sie dem Vater ihren Beitrag schweigend und Alwinen traten die Thränen in die Augen, als sie dem Beispiel der Geschwister folgte.

„Das ist herrlich von euch!“ rief erfreut der Vater, ging hurtig wieder zu dem betrübten Weber und sagte zu ihm: „Lieber Mann, tragt doch eurem Kinde auf, daß es euch ein Zeichen giebt, wenn es vornehm gekleidete Leute kommen sieht! Ihr aber steckt das ärztliche Zeugniß nicht wieder ein, sondern behaltet es offen in den Händen, während ihr eine Bitte für euren Zustand aussprecht! Ich glaube ihr werdet nicht leer ausgehen.“

Das Gewicht des Empfangenen machte, daß der Blinde sich schnell aufrichtete. Er wollte sprechen, aber seine Lippen zitterten, bis er mit ausgebreiteten Armen dort stand und fast schluchzend ausrief: „Gott vergelt' es tausendfach ihnen und ihren Kindern!“ —

„Gehen wir nun wieder nach Hause?“ fragte, mehr betrübt als erfreut, die kleine Alwine. „Nein,“ ent-

gegnete der Vater, „wir gehen in den Wald. Ich will nur bei Meister Geiling einen Augenblick einkehren. Laßt ihr immer voraus; wartet aber unter der großen Eiche auf mich, wenn ich euch nicht einholen sollte!“

Die drei Geschwister schienen jetzt ganz andere Kinder geworden zu sein, als da sie von Hause weggingen. Die hurtige, hüpfende Bewegung war eine langsame, fast schleppende geworden. Anstatt des lustigen, höchst eifrigen Durcheinanderredens hörte man in Zwischenräumen einzelne gleichgültig gesprochene und angehörte Worte. Von ihren Gesichtern war die vorige Heiterkeit verschwunden. In ihren Gemüthern kämpften Betrübnis und Zufriedenheit. Eine andere Stimmung war kaum von ihnen zu erwarten. So nahe dem Ziele langgenährter Wünsche und Erwartungen, waren sie um Alles gekommen. Ihr erspartes Vogelschießgeld, daß die lustigsten Vorstellungen umschwärmt hatten, war in die Hand eines blinden Mannes gelegt worden. Das Vogelschießen hatte ihnen Wochen lang die erwünschtesten Versprechungen gemacht und jetzt lag der Wald stumm vor ihnen.

Ihr Vater, der zu Geiling, einem Bäcker, gegangen war, um so viel Brod zu kaufen, als eine seiner

großen Kocktaschen bequem beherbergen konnte, holte sie sehr bald ein. Ihre Verstimmung befremdete ihn nicht. Um sie wieder aufzuheitern, wendete er sich ernst mit liebevollen Worten an jedes einzelne und sagte dann: „Ich muß an den blinden Weber zurückdenken. Der arme Mann! Für ihn ist weder die Nähe noch die Ferne vorhanden. Er sitzt in einer Finsterniß, die auch die Sonne nicht vertreiben kann. Bleich und abgehärmt sitzt er dort und bittelt verschämt und sehnt sich, als nach dem größten Besitze, nur darnach, wieder für die Seinigen arbeiten zu können. Wie reich und glücklich sind wir dagegen. Uns leuchten alle Farben in die Augen. Wir sehen die Korn- und Weizenfelder, die bunten Wiesen und die herrlichen Bäume. Schaut umher, meine lieben Kinder, und betrachtet und nehmt in euch auf und danket Gott mit Freuden dafür, daß ihr gesunde Augen habt und daß ihr so glücklich gewesen seid, dazu beitragen zu können, daß der unglückliche Weber seiner jammervollen Finsterniß entrißen werde!“

Unter der großen Eiche am Rande des Waldes wurde nun ausgemacht, wie es darin gehalten werden sollte. „Wir wollen,“ schlug der Vater vor, „Erdbeeren und Schwämme suchen und sammeln und wenn wir

müde sind, uns oben auf der höchsten Höhe, wo bei den Felsenacken allerhand Sitze angebracht sind, niederlegen und die Gegend umher beschauen! Bertha und Alwine suchen Erdbeeren, Lebrecht und ich, wir sammeln Schwämme. Für die Erdbeeren werden eure Körbchen inwendig mit großen Blättern ausgelegt und besteckt und von uns werden die größeren Schwämme an schlanke, geschälte Zweige jener Hangebirke gereiht und für die kleinen gelben flecht ich in der Geschwindigkeit aus ungeschälten Zweigen ein Behältniß.“

Taugliche Blätter waren in der Nähe; lange, schnurenähnliche Zweige von der Birke bald herabgeholt, und während die Körbchen in Stand gesetzt und von Lebrecht die Birkenzweige geschält und vom Vater die andern Zweige zu einem runden Behältniß verflochten wurden, suchten die Mädchen schon nach Erdbeeren und schrieen's laut aus, wenn sie eine gefunden hatten. Der Vater war kaum fertig mit seinem Flechtwerke, da kam schon jede mit einer Hand voll zurück und ließ sie in ihr Körbchen laufen.

„Ein hübscher Anfang!“ äußerte der Vater. „Wir andern beiden, ich und Lebrecht, wir werden uns dazu halten mögen, daß wir auch etwas aufweisen können! Daß wir uns aber nicht zu weit von einander entfernen,

so wollen wir uns oft zurufen, nach einander fragen oder auch schreien: Bertha hier! Alwine hier! Dabei suchen wir immer nach der Höhe hinauf zu, bis ich singe: Kommt Alle herbei! — Du, mein Lebrecht, wirst am besten thun, wenn du das Geflecht nimmst und den gelben Schwämmen nachgehst, die so gern in Gesellschaft unter hohen Fichten wachsen. Ich will zusehen, ob ich Pilze aufreihen kann. Du möchtest die schädlichen von den eßbaren nicht hinlänglich zu unterscheiden verstehen.“

Von jetzt an war keine Spur mehr von Verstimmung bei den Kindern zu finden. Die Stelle des schlafenden Mißmuthes in ihren Gemüthern hatte regsame Heiterkeit eingenommen. Bald liefen, kauerten, krochen sie nahe beisammen, bald, wenn sie, entfernt von einander, sich nicht sehen konnten, riefen sie sich zu, oder es wurde über einen Fund gejubelt und seine Vortrefflichkeit gepriesen und wenn der Vater seinen besorglichen Ruf hatte erschallen lassen, lautete es antwortend: „Hier! hier! hier!“ oder es hieß auch wohl: „Hört nur, wie schön der Vogel singt!“ oder: „Wie schön ist es doch im Walde!“ Dies war lange so fort gegangen, bis der Odem des Nachmittags kühler durch den Wald zu hauchen anfing und der Vater mit starker Stimme zu wie-

derholten Malen gebot: „Kommt Alle herbei!“ Frohlockend erschienen die Gerufenen und zeigten, was sie zusammengebracht hatten. Alwinens Körbchen war zur Hälfte voll; bei Bertha erreichten die Beeren den Rand ihres Körbchens und Lebrecht's geflochtenes Behältniß konnte keine gelben Schwämmchen mehr in sich aufnehmen.

„Es ist nur gut,“ sagte lächelnd der Vater, „daß mich der Wald nicht ganz leer hat ausgehen lassen, sonst müßte ich vor euch fleißigen Kindern beschämt dastehen.“ Er hatte zwei ellenlange Gehänge von aufgereihten, brauntöpfigen und weißstieligen Pilzen vorzuzeigen.

Luftig stieg nun die kleine Gesellschaft auf des Berges felsigen Gipfel, in dessen Nähe sie sich schon befand und nahm die dort vorhandenen Sitze ein. Hier hatten die Ausruhenden eine prächtige Aussicht auf zwei Dörfer, auf einige Teiche, die der Sonnenschein vergoldete und auf unzählige Wiesen und Felder, über welche die Wege nach den Dörfern hinführten. Der Vater nannte den vergnügten Kindern die Dörfer und sagte ihnen auch, daß hinter einem Wäldchen, das nicht weit von einem der beiden Dörfer zu sehen war,

Neudorf liege, wo der von ihnen beschenkte Blinde zu Hause sei.

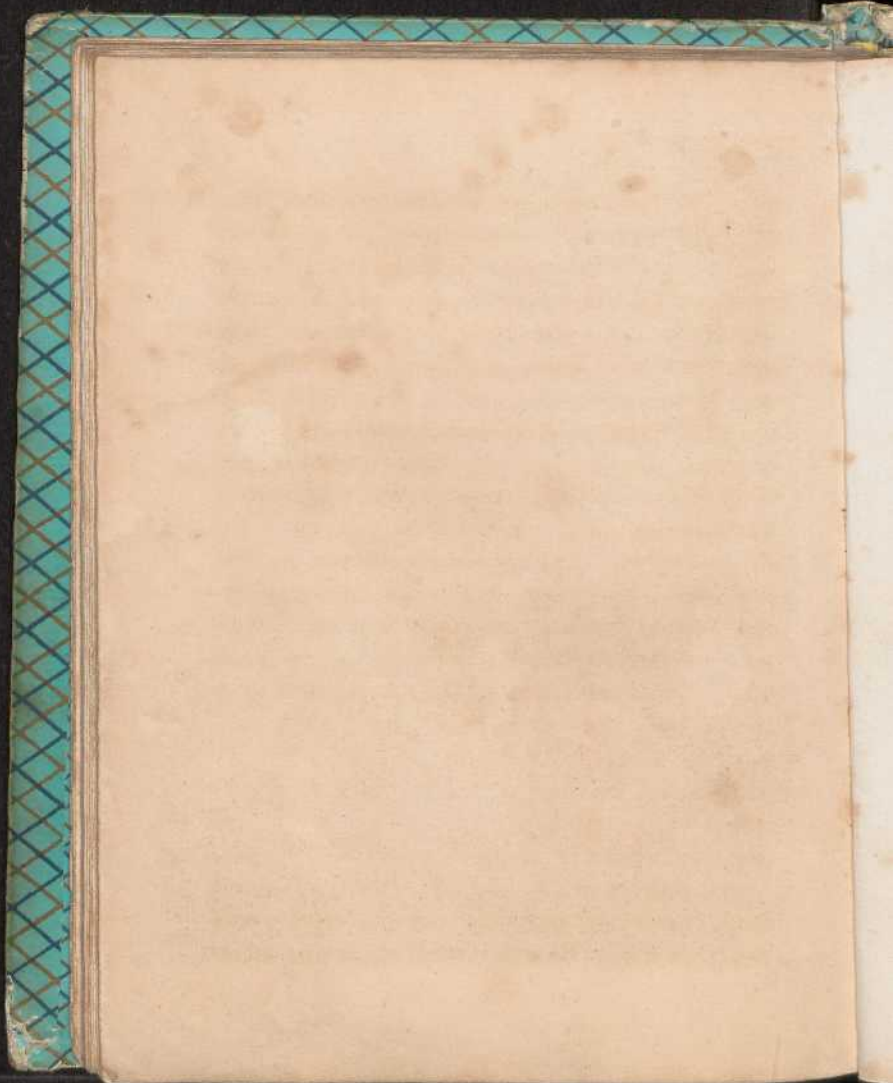
Alwine hatte nur zerstreut zugehört und abwechselnd vor sich hin und auf ihre gesammelten Beeren gesehen. Sobald aber der Vater zu schweigen anfang, rief sie seufzend: „Mich hungert!“ Lebrecht und Bertha, die dadurch auf sich selbst aufmerksam wurden, gaben gleichfalls zu erkennen, daß es ihnen auch so gehe.

„Das ist in der Ordnung,“ äußerte der Vater und zog das Brot, womit er sich voraussichtlich versehen hatte, aus der Tasche, machte mit seinem guten Einschlagemesser drei Stücke daraus und sagte, nachdem er ausgetheilt hatte: „Nun eßt eure Beeren dazu! Alwine wird mit den übrigen wohl allein fertig werden und du, Bertha, wirst es gern sehen, daß Lebrecht mit dir aus deinem Körbchen zulange.“

Die leuchtenden Gesichter der Kinder, ihre gegenseitigen Winke, ihr eifriges Verzehren und die lauten Ausrufungen ihres Wohlbehagens gaben hinlänglich zu erkennen, wie köstlich ihnen die einfachen Nahrungsmittel schmeckten.

Bertha, die zuerst aufhörte zu essen, um dem Bruder, der äußerst bescheiden zugelangt hatte, die noch übrigen Erdbeeren allein zu lassen, wurde jetzt auf einem





der Wege, denen man von der Höhe mit den Augen weithin folgen konnte, auf einen Schubkäner aufmerksam, der zwei Knaben zum Vorspann hatte, und den sie den Geschwistern mit den Worten wies: „Wenn wir so ziehen müßten!“ Der Vater aber entgegnete: „Mir scheinen die zwei Jungen freiwillig zu ziehen und noch nicht lange gezogen haben, weil sie so gar hastig dargan sind, was dergleichen Vorspannung nicht lange aushalten kann. Hier finde ich noch einige Groschen in meiner Tasche, da Bertha, bringe den Leuten dieses Geld, sie scheinen sehr arm zu sein.“

Da jetzt die Sonne dem Untergange nahe war, so mußte der Vater erinnern, daß es Zeit sei, heimzukehren. Beim Hinabgehen durch den Wald gaben die Kinder durch ihre Munterkeit zu erkennen, daß sie höchst vergnügt waren und konnten nicht genug rühmen, wie schön es gewesen sei.

Das Mägdlein und der Löwe.

In einer großen Stadt lebte einmal ein reicher Fürst, welcher in einem seiner großen Schloßgärten eine große Anzahl seltener ausländischer Thiere unter-

hielt. Da konnte man die furchtbarsten Ungeheuer der Erde sehen, Löwen und Tiger, Wölfe und Bären, von denen ein einziges in unsern friedlichen Gegenden ganze Städte und Dörfer in Schrecken setzen würde, wenn es frei im Walde und Felde herumliefe. Dort aber waren sie wohl verwahrt in großen eisernen Käfigen. Da mochten sie noch so schrecklich brüllen und ihre entsetzlichen Zähne und Klauen zeigen, sie waren und blieben gefangen.

Unter ihnen befand sich auch ein Löwe, so stark und zugleich so schön, wie man noch keinen gesehen hatte. Wenn er dastand in seinem Käfig, hochaufgerichtet, mit dem königlichen, von der braunen Mähne umwallten Haupte, das funkelnde Auge auf die neugierigen Zuschauer gerichtet, je zuweilen den weiten Rachen öffnend — da wich Jedermann schen zurück vor dem erhabenen Gebieter der Wüste. Wenn er aber das Haupt zu Boden senkte, nach der Weise der Löwen und anhub zu brüllen, da hallte seine Stimme gleich dem Donner, die Erde schien ordentlich zu beben und alle die andern Thiere der Menagerie schwiegen erschrocken still und verbargen sich in den Winkeln ihrer Käfige.

So stark und gewaltig aber der Löwe war, so sanft und folgsam zeigte er sich gegen seinen Wärter. Dies

war ein alter, freundlicher Mann, der schon seit vielen Jahren die Pflege der Thiere besorgt und den herrlichen Leo — so hieß der Löwe — längst lieb gewonnen hatte. Das edle Thier erkannte gar wohl die freundliche Gesinnung des alten Mannes und wurde nun auch gegen ihn mit jedem Tage zahmer und zutraulicher, also daß der Wärter endlich ohne alle Gefahr zu dem Löwen in den Käfig gehen, das schöne lange Haar seiner Mähne streicheln und ihn ganz traulich liebkoosen konnte.

Nun hatte der Wärter ein Töchterlein, Mathilde geheißten. Das war ein gar liebliches Kind, mit schönem lockigem Haar und einem Gesichtchen wie ein Englein. Die Kleine war oft bei dem Vater in der Menagerie. Da nahm er sie einmal, doch ganz vorsichtig, mit zu dem Löwen hinein. Der Löwe schien Gefallen an dem lieben Kinde zu finden. Mathildchen kam öfter und öfter und am Ende wurden Beide die besten Freunde. Da boten sie denn einen wunderbar rührenden Anblick dar, wenn sie beisammen waren, der majestätische, gewaltige Löwe, bei dessen Anblick auch der Beherzteste erbebte, und neben ihm das spielende Kind, daß ihn streichelte und küßte, das rosige Antlitz in seiner dunklen Mähne versteckte, ihn auch wohl in kindlichem Muth-

willen mit den kleinen Händchen tüchtig kaufte und zerzte und tausend Späßchen mit ihm trieb. Der Löwe aber war sanft wie ein Lamm gegen das Mägdelein. Seine Geberden drückten allemal die größte Freude aus, wenn es zu ihm eintrat. Kam dann der Vater, sein Töchterchen abzuholen, so blickte der Löwe traurig den Weggehenden nach. Man bemerkte recht gut, wie ungern er seinen Liebling scheiden sah. Viele Menschen kamen, um die seltenen Freunde — das zarte Kind und den furchtbaren Löwen — beisammen zu sehen, und manches schöne Geldstück ward dem Vater als Geschenk von den staunenden Fremden.

Nun geschah es aber, daß Mathildchen größer und größer wurde und zu einer gar lieblichen Jungfrau heranwuchs. Da kam ein wackerer Mann aus einer fernen Stadt und erwählte sie zu seiner Gattin, und sie wollte ihm folgen in seine Heimath. Als nun der Tag gekommen war, da sie abreisen wollte, nahm sie Abschied von Allen, die sie lieb hatte. Da ging sie denn auch zu dem Löwen. Sie war aber sehr betrübt, da sie ja ihren alten guten Vater verlassen sollte, und die hellen Thränen standen ihr im Auge. Als sie nun in den Käfig des Löwen trat und dieser sah, daß sie so traurig war und weinte, sprang er auf, stellte sich vor

ihr hin und sah sie mit zornglühenden Augen an, recht, als wollte er sagen: „Wer hat dir so weh gethan, daß du weinst? Zeige ihn mir und ich will ihn zerreißen!“ — Sie aber ging auf ihn zu, liebte ihn und sagte wehmüthig: „Ja, mein guter Leo, nun gehe ich fort von dir und werde dich wohl nimmer wiedersehen.“ Da war es, als ob der Löwe jedes ihrer Worte verstände. Erst sah er sie mit seinen ernsten, Augen Augen lange an, fast als dächte er: „Ist das wirklich dein Ernst, daß du fortgehen willst?“ Dann ging er mit großen Schritten in seinem Käfig auf und ab, schlug seine Seite mit dem Schweif, wie die Löwen thun, wenn sie zornig sind, und es war, als wollte er sagen: „Nein, nein, du darfst nicht weggehen.“ — Endlich legte er sich gar quer vor die Thüre nieder und versperrte so der erschrockenen Jungfrau den Ausweg. Dabei sah er sie bald bittend, bald drohend an. Nun trat sie zu ihm, schmeichelte ihm recht zärtlich und gab ihm die schönsten Worte, er solle sie doch hinauslassen. Aber er blieb unbeweglich und schaute sie nur ernst an. Hätte er sprechen können, er würde zu ihr gesagt haben: „Ich will dir wohl sonst Alles zu Gefallen thun, aber du mußt bei mir bleiben.“ — die arme Mathilde wußte

gar nicht, was sie machen sollte, und verging fast vor Angst.

Jetzt bekamen auch die Leute, die draussen vor dem Käfig standen und Alles mit angesehen hatten, große Furcht und riefen den alten Wärter. Der erschrak sehr, als er sein Kind in solcher Gefahr sah, näherte sich mit mehreren Männern dem Käfig und wollte seiner Tochter zur Hülfe kommen. Aber da hätten ihr den Löwen sehen sollen! Bornig sprang er auf mit dumpfem Gebrüll und stellte sich kampfbereit an die Thür, den Ersten, der sie öffnen würde, zu zerreißen. Mathilde selbst bat ihren Vater dringend, das ergrimunte Thier nicht noch mehr zu reizen. Als aber immer mehr Menschen sich nach dem Käfig zudrängten, sich zuriefen und ihre Angst und Sorge laut zu erkennen gaben, als endlich sogar Soldaten von der Schloßwache mit geladenem Gewehr kamen, da stieg der Zorn des Löwen durch den Lärm und den Anblick der blanken Waffen auf das Höchste. Furchtbar brüllend, mit wuthblitzenden Augen stand er da. Alle Bitten der zitternden Mathilde waren furchtlos. Er schien sie gar nicht mehr zu kennen, und als sie nun einmal in ihrer Angst einen Versuch zur Flucht machte und einen Schritt nach dem Ausgange that, da fuhr er wüthend auf sie ein — ein Schrei

— und die holde Mathilde lag zerrissen zu den Füßen des Löwen.

Da schrieen die Leute draußen laut auf und flohen voll Schrecken, denn der Löwe, durch den Anblick des fließenden Blutes noch mehr gereizt, sprang wie rasend in seinem engen Gefängniß umher. Es war, als wollte er den Käfig zertrümmern in seiner Wuth. Mathildens Vater aber wurde ohnmächtig und mußte hinweggetragen werden. Die Soldaten wollten im ersten Zorn den Löwen erschießen. Doch was hätte denn der Tod des edlen Thieres genügt? Die arme Mathilde wäre doch nicht wieder lebendig geworden.

Als es aber still geworden war um den Löwen, da legte sich auch seine Wuth. Ruhiger stand er am Gitter seines Käfigs, milder blickte sein Auge. Jetzt wandte er sich um. Da lag die entstellte, blutende Leiche der unglücklichen Mathilde. Der Löwe blieb lange vor ihr stehen, das Auge starr auf sie geheftet. Dann streckte er sich neben ihr nieder und legte das Haupt, tief in die Mähne versteckt, zwischen die Vordertagen, wie ein Mensch, der im Schmerze sein Angesicht mit den Händen verbirgt. Unbeweglich und still lag der Löwe so da. Nur zuweilen stieß er ein dumpfes Gebrüll aus, das mehr klagend als furchtbar klang. Nahete aber Jemand dem

Räsig, — man wollte doch die Leiche herausnehmen, um sie zu bestatten, — da sprang er wieder mit all' der frühern Wuth in die Höhe und fletschte die Zähne unter schrecklichem Brüllen, daß Alles entsetzt zurückwich. Dann legte er sich wieder still und traurig neben der Leiche nieder. Da wurden Alle gerührt, als sie den Schmerz und die Reue des edlen, königlichen Thieres sahen. Man ließ nun den Löwen ungestört und beobachtete ihn nur noch aus der Ferne.

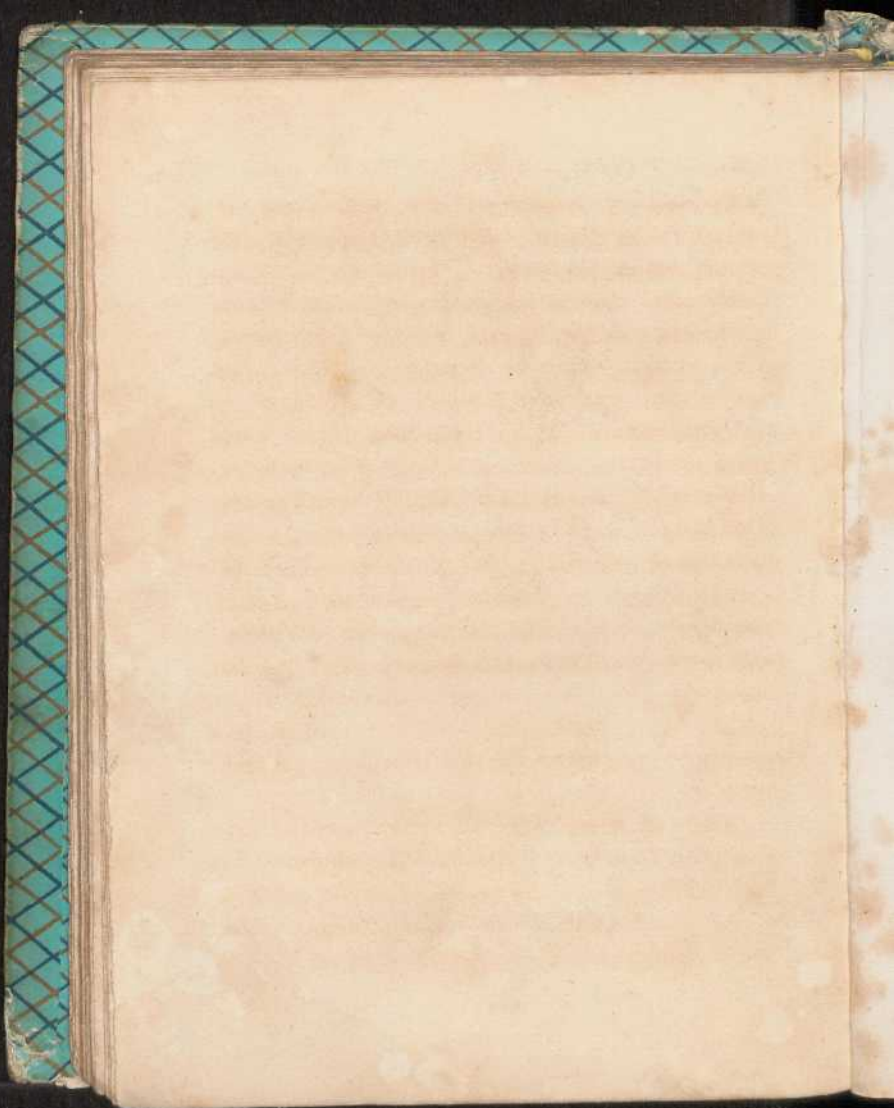
Der Löwe aber wich nicht von seiner Stelle. Man schob ihm die gewöhnliche Nahrung zu, — er rührte sie nicht an. Als man am andern Morgen nach ihm sah, war er todt. —

Als die arme Mathilde bestattet ward, da folgten Tausende ihrem Sarge, und manche Thräne ward geweint über ihrem Grabe. Aber auch der Löwe wurde unter großem Zubränge der Menschen auf einem freien Platze beerdigt. Lange Zeit sprach man in der Stadt von nichts Anderem, als von der unglücklichen Mathilde und ihrem Löwen.

Die unsolgsame Puppe.

Ida hatte zu ihrem Geburtstage eine neue Puppe





erhalten, wodurch sie ungemein erfreut wurde, denn es war auch in der That eine sehr schöne Puppe, wie Ida noch nie eine gesehen hatte.

Den ersten Tag beschäftigte sie sich nur mit ihrer Puppe, probirte alle Kleidchen, welche ihr die Mutter gegeben hatte, um zu sehen, in welchem ihre Puppe am schönsten sei. Sie küßte sie sogar oft und sagte zu ihr: „Ich will deine Mutter sein und du bist mein Kind.“

Den andern Tag war die Freude schon nicht mehr so groß. Sie sprach nicht mehr so sanft mit ihrem Kinde wie gestern; endlich als sie mehrere Fragen an sie gerichtet hatte und keine Antwort erhalten konnte, wurde sie so unwillig, daß sie ihr Schläge gab, wodurch das Kleidchen der armen Puppe ganz in Unordnung kam.

Das sah Ida's Mutter, rief sie zu sich in die Gartenlaube und fragte: „Warum bestraffst du denn dein Kind?“

„Ach,“ erwiderte Ida, „sie ist so unartig und eigenstänig; ich gebe ihr doch alles, was ich habe und doch — —“

„Du glaubst wohl, sie soll mit dir sprechen, liebe Ida,“ entgegnete die Mutter, da verlangst du zu viel

von deinem Kinde und hast durchaus keine Ursache, mit ihm böse zu sein, denn bedenke nur, wie lange es dauerte, bis du sprechen konntest! Wenn ich es nun mit dir auch so gemacht hätte, würdest du nicht recht bitterlich geweint haben?" — Die Mutter umarmte Ida und ging fort.

Ida war nun mit ihrer Puppe allein. Sie betrachtete ihr Kind lange und ging unwillkürlich immer näher zu ihm hin; endlich breitete sie die Arme nach ihm aus und jagte: „Komm, liebes Kind, ich habe dich doch lieb, wenn du auch gleich mit mir nicht sprechen kannst. Ich verlange nicht, daß du mit deinem kleinen Kopfe so viel weißt, wie ich.“

Ida war nun mit ihrer Puppe wieder so zufrieden wie zuvor und sah täglich mehr ein, wie sehr sie ihrem lieben Kinde Unrecht gethan hatte.

Der kleine Näscher.

Gewöhnlich haben die Spezereihändler vor ihren Läden kleine offene Tönnchen mit getrocknetem Obst, Mandeln, Rosinen u. stehen. —

Ein kleiner Knabe, der Sohn eines ehrlichen Hand-

werksmannes, ging alle Tage, wenn er die Schule besuchte, an einem Spezereiladen vorbei, vor dessen Thür ein offenes Tönnchen mit sehr schönen Rosinen aufgestellt war. —

Lüstern nach dieser Leckeret und doch ohne Geld, um sich etwas davon zu kaufen, verfiel der kleine Näscher auf den Gedanken, das Stück Brod, welches er gewöhnlich in der Hand trug, in die Tonne fallen zu lassen, als wenn es von ungefähr geschehen wäre. Als er diesen Voratz ausgeführt hatte, fing er an zu weinen, damit der Kaufmann, betrogen durch diese List, ihm das mit Rosinen wohlgespickte Stück Brod wieder aus der Tonne hervorlangen sollte. Dem kleinen Leckermaul gelang sein Vorhaben über Erwarten und er verzehrte das mit Rosinen überstreute Brod mit großem Behagen.

Am andern Tage versuchte der kleine Bursche dieselbe List und sie gelang ihm ebenfalls wieder, nur sagte der Spezereihändler:

„Nun komm mir nicht wieder.“

Nichts desto weniger ging er aber auch am dritten Tage eben so zu Werke und der Kaufmann gab ihm sein Brod, ohne etwas dabei zu erwähnen; der kleine Näscher aber war nicht wenig erfreut, den Kaufmann so

friedlich gesinnt zu sehen und hielt ihn für einen guten dummen Tropf, den er noch oft zu benutzen gedachte. Doch kaum war er in der Schule, so zeigten sich die Folgen seiner Räscherei und er empfand eine so plötzliche Nothdurft, daß er keine Zeit mehr hatte, den Lehrer um Erlaubniß zum Hinausgehen zu bitten und alle seine Kameraden fingen an, über seine abscheuliche Unreinlichkeit zu schreien, worauf er von dem Lehrer eingesperrt wurde. —

Zu seinen Eltern nach Hause gekommen, welche bereits von dem Spezereihändler davon benachrichtigt waren, daß er ein abführendes Mittel unter seine Kostnen gemischt habe, hatte der kleine Räscher noch einige Tage mit Unbequemlichkeiten zu kämpfen, welche ihm für alle Zukunft jeden Gedanken an alle Leckereien entseideten.

Der bestrafte Thierquäler.

Der kleine Eduard war eines Tages bei seiner Tante auf Besuch. Bald langweilte es ihn im Zimmer und er ging in den Hof hinab, um sich da mit etwas anderem zu unterhalten. — Zu seinem Unglück

stand hier ein großes Gefäß, worin gewöhnlich das Regenwasser gesammelt wurde und da er zu gleicher Zeit auch einen Korb bemerkte, worin drei noch ganz junge Käzchen waren, so wollte er sich den Spaß machen, dieselben schwimmen zu lassen. Er nahm sie sogleich alle drei aus ihrem Nest heraus und warf eines um das andere in das Wasser.

Die armen Thierchen schrieten jämmerlich und arbeiteten aus Leibesträften, um nicht unterzusinken. Dies ergöhte den kleinen Eduard so sehr, daß er unter Lachen und Tauchzen um das Fäßchen herum hüpfte; je ärger die Käzchen schrieten, je mehr freute es ihn und je größer wurde sein Gelächter.

Bald aber sollte er in seiner Freude gestört werden. Die alte Kaze hatte kaum ihre Jungen schreien hören, als sie sogleich herbei eilte, dem muthwilligen Eduard auf den Kopf sprang und ihm Gesicht und Haare so zerkratzte, daß er noch viel kläglicher um Hülfe schrie, als vorhin die Käzchen.

Seine Tante, dadurch erschreckt, kam schnell in den Hof herab, sah, was sich hier zugetragen und befreite ihn von der alten Kaze, welche ihm ohne Zweifel beide Augen ausgekratzt hätte, wenn man ihm nicht schnell zu Hülfe gekommen wäre.

Auch die Käzchen, welche schon unterfinken wollten, wurden schnell aus dem Wasser gezogen und wieder in ihr Nest gelegt, wo sie die alte Kaze so lange ableckte, bis sie wieder trocken waren.

Mit blutigem Gesicht verließ Eduard den Kampfplatz. Für ihn sorgte die Tante, indem sie ihn mit frischem Wasser abwusch und verband. Er mußte aber dennoch viele Schmerzen ausstehen und bereute oft, daß er die armen Thierchen so mißhandelt hatte, wodurch er auf seine ganze Lebenszeit hätte unglücklich gemacht werden können.

Seit diesem Ereigniß that er nie wieder einem Thier etwas zu Leid; so oft er später eine Kaze sah, dachte er an sein Abenteuer und ging ihr recht weit aus dem Wege.

Ach! Wenn ich doch meinen lieben Vater wieder hätte!

Vor vielen, vielen Jahren lebte in einer Seestadt ein Schiffer, der regelmäßig im Frühjahr, wenn die ersten Schwalben kamen und ihre Nester an seinem hübschen Häuschen wieder aufsuchten und wenn die Apfel-

bäume in seinem Garten blühten, zur See ging. Er unternahm dann nach den Anordnungen seines Schiffsherrn weite Reisen und im Herbst erst kehrte er zu seinem guten Weibe und zu seinem lieben Töchterchen, das Marie hieß, wieder zurück. Marie ging oft, so lange er fort war, auf einen Berg, der nahe bei ihrem Wohnhause lag, spähte in die weite Ferne, ob der Vater noch nicht käme.

Eines Jahres blieb der Vater ungewöhnlich lange aus; schon mehrere Monate war die Zeit vorüber, wo er heimkehren wollte und noch immer war er nicht gekommen. Täglich lief Marie auf den Berg, streckte ihre kleinen Arme gegen den Himmel aus und rief mit kläglichem Stimm; „Ach! Hätte ich doch meinen lieben Vater wieder!“ Aber die Blätter fielen ab, die Schwalben waren schon fort, es stürmte und schneiete, der ganze Garten war mit einer weißen, tiefen Schneedecke überzogen, so daß kein grünes Gräschen herauschimmerte, und der Vater kam nicht wieder! Endlich tief im Winter hörte Marie einmal hastige, starke Schritte durch den Hausflur kommen. Es war der Briefträger. Er brachte der Mutter einen Brief, in welchem der Vater schrieb:

„Wir haben eine lange Fahrt gehabt und hatten

volle Rückladung eingenommen. Der Wind brachte uns aus der Bahn und wir mußten in einem Hafen Anker werfen, in den wir vorher noch nie gekommen waren. Wir konnten alle Güter, mit denen das Schiff befrachtet war, dort zu günstigen Preisen verkaufen und der Schiffsherr hat uns nun sogleich einen neuen Auftrag zugesendet, der uns an unbekannte Plätze und einer weiten Reise entgegenführt. Ich sehne mich sehr nach euch, ihr Lieben; doch müssen wir die Trennung in Geduld ertragen. Das Töchterchen wird wohl manchmal denken: Ach! Hätte ich nur den Vater wieder! Aber öfter wohl noch denke ich: Ach! Hätte ich nur mein gutes Weib und meine Marie wieder! Behüte Euch der Himmel!"

So schrieb der Vater. Es verging lange Zeit und Mutter und Tochter weinten oft, daß er immer noch nicht zurückkehrte.

An einem schönen Herbstabende saßen sie mit einander in der Gartenlaube vor dem Hause, da kam ein Wagen vorgefahren und es stieg ein Mann aus, kam zu ihnen in den Garten und grüßte sie freundlich. Er war der Herr des Schiffes. Er nahm die kleine Marie auf den Schooß und sprach:

"Ich weiß, daß du ein frommes Kind bist und dich

sehr nach deinem Vater sehnst; ich weiß auch, wo sich dein Vater befindet und daß es ihm gut geht. Ich kann dir aber noch nicht sagen, wann er zu dir kommen wird. Denke oft an ihn und folge der Mutter so gut, daß du ihr nur Freude machst. Dann wirst du ihn gewiß wiedersehen."

Marie sagte später noch oft: „Ach! Hätte ich nur den lieben Vater wieder!“ Sie ward aber so gut und fromm, daß sie die Freude und das Glück ihrer Mutter wurde.

In dem Buche, in dem ich diese Geschichte einmal gelesen, stand es nicht mit, wann sich der Vater und sein Töchterchen Marie wiedergesehen haben. Es ist aber ganz gewiß, daß sie sich nunmehr schon lange zusammengesunden und daß sie von da an ein glückliches Leben mit einander führten.

Das Weilchen.

„Mutter,“ sagte Annchen, als sie auf blumiger Wiese spazieren gingen, „wie schade ist es doch, sieh nur die schönen Weilchen; ach, alle kann ich sie doch nicht pflücken und sie in mein Sträußchen binden; nun müssen sie

hier so einsam verblühen oder werden wohl gar, wenn wilde Knaben über die Wiese springen, zertreten. Warum hat sie denn der liebe Gott erschaffen, wenn sie hier ungesehen verblühen sollen, ohne durch ihren Geruch einem Menschen Freude gemacht zu haben."

"Si, Annchen," sagte die Mutter, „glaube nicht, daß sie ungesehen verblühen. Der liebe Gott, der sie alle Tage erquicket mit frischem Thau, freut sich, wenn sie ihren Beruf erfüllen und die Luft um sich her mit süßem Geruch durchströmen. Ihnen gleichen dann die duldsamen Mädchen und Frauen, die im Stillen ihre oft schwere Pflicht erfüllen, ohne von Jemand gelobt, ja nur beachtet zu werden; sie finden den Lohn für ihre Tugend im eigenen Herzen und trachten nicht darnach, von den Menschen bewundert und gerühmt zu werden."

Die Lehre der guten Mutter merkte sich Annchen. Sie übte gleich dem stillen Veilchen Gutes und durchlebte im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht ein frohes und glückliches Leben.

Veischeiden blüht auf öder Halde
Das Veilchen; streb' ihm gleich zu sein,
Dann wirst Du Deiner Eltern Freude
Und stets beglückt durch Liebe sein.
Preist auch der Thoren Schaar Dich nicht,
Sehnt Gott doch die erfüllte Pflicht.

Das Loch im Aermel.

Hans und Jörge saßen recht behaglich an einem Grabenrande. Jeder hatte eine tüchtige Butterschnitte in der Hand. Sie verhandelten wichtige Dinge und dabei bissen sie um die Wette in die Butterbrote.

„Ich,“ sprach Hans, „muß schon etwas Großes werden, denn ich bin des Schulzen Sohn und der Herr Pfarrer sagt auch immer, ich hätte einen guten Kopf und sollte studiren. Wenn ich da recht fleißig bin, kann ich in kurzer Zeit Minister sein, dann will ich schon für dich sorgen, Jörge, da du immer mein guter Freund gewesen bist.“

„D,“ sagte Jörge stolz, „das wirst du gar nicht nöthig haben; bin ich auch nur des Wächters Sohn, so habe ich doch Hoffnung, bald General zu sein; ich helfe alle Tage der Einguartirung die Pferde in die Schwemme reiten und die Soldaten meinen, bis zum General müßt ich's wenigstens bringen. Wenn es dir dann mit deinem Minister nicht glückt, kannst du dir, Herr Schulzens Sohn, am Ende noch eine Gnade von mir ausbitten.“

Das wollte Hans nicht leiden und Beide geriethen darüber in heftigen Streit.

Ein Herr, der, spazieren gehend, die Knaben lange be-

lauscht und sich über ihren Streit ergößt hatte, trat zu ihnen und sprach zu Jörgen: Du Bursche, ehe du General wirst, vergiß nicht dein Loch im Ärmel zuzuslickern," und ging weiter.

Erschrocken fuhr Jörg nach dem Ellenbogen, denn dort saß der Schaden, das wußte er. Er schlich beschämt nach Hause und man sah ihn nie wieder in zerrissenen Kleidern. Auch in seinen übrigen Handlungen sah man, daß die Lehre nicht ohne Folgen war. Er wurde, wenn auch nicht General, doch ein ordnungsliebender, wohlhabender Mann.

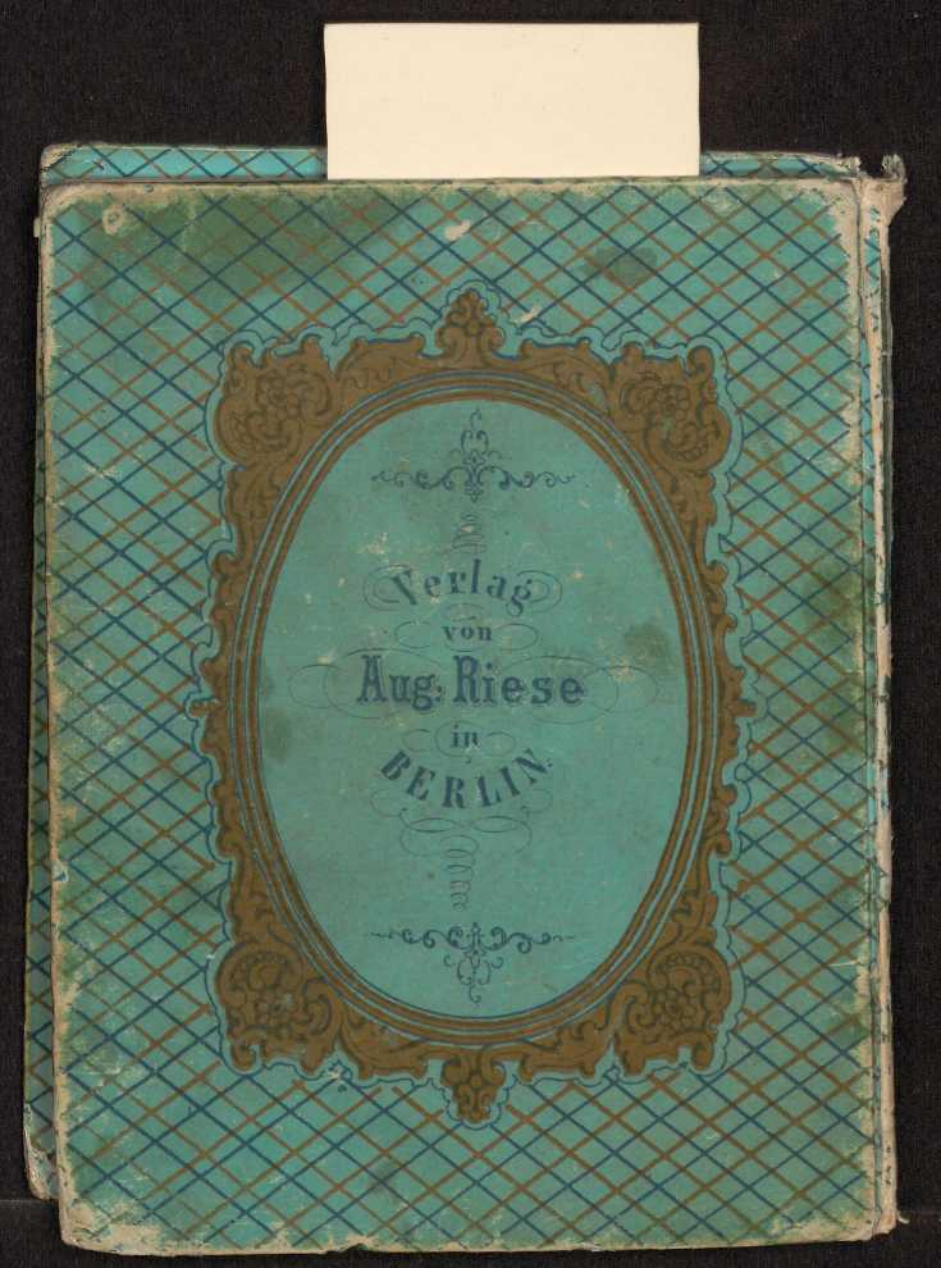
Wer's redlich meint, den weise nie zurück,
Befolge, was ein Kluger zu Dir spricht;
Es ist gewiß zu Deinem Glück,
Verschmäht Du gute Lehren nicht.

H/M 158 350

Internationale Jugendbibliothek



047002208963



Verlag
von
Aug. Riese
in
BERLIN

Maislöckchen.

Geschichten und Märchen

für Kinder

von 6 bis 9 Jahren.

Mit 6 colorirten Bildern.

Berlin,

August Riese's Verlag.



C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 1234